

Stefan K. Heider

BAUERNSCHÄDEL

Roman



Stefan K. Heider, Jahrgang 1992, wuchs in Goldegg im Pongau auf und studierte Germanistik in Graz. Neben dem Schreiben und der Kunst beschäftigt er sich in seiner Freizeit mit der Musik und dem Programmieren.

2023 veröffentlichte er den Anti-Krimi *Die Saat von gestern*, den zweiten Teil der Lässe-Ferl-Reihe.

Unter dem Pseudonym Vincent Theodor Thomas veröffentlichte er 2015 den Fantasy-Roman *Geschichten aus Falensia: Der Spiegel von Echenon*. Der Autor lebt und arbeitet in Graz.

heider@stefankheider.com

www.stefankheider.com

STEFAN K. HEIDER

BAUERNSCHÄDEL

ROMAN

LESEPROBE

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über dnb.dnb.de abrufbar.

3. Auflage, 2023

Copyright © 2018 Stefan K. Heider

Herstellung und Verlag: BoD – Books on Demand, Norderstedt

Umschlaggestaltung: Stefan K. Heider

All Rights Reserved

ISBN: 9-783-7568-5858-3

Für meine Wurzeln.

DIE VERGANGENHEIT

Prinzipiell ist Verstecken ja ein tolles Spiel für Kinder. Die einen müssen bloß ruhig an einem möglichst gut vor Augen geschützten Ort verharren, während einer die Arschkarte zieht und seinem in diesem Alter meist noch nicht so ausgeprägtem Instinkt für gute Verstecke zigmal nachgehen und die anderen suchen muss. In dieser Runde schien einer jedoch diese Arschkarte geradezu magisch anzuziehen. Weder als Suchender noch als Versteckender bewies er Gespür. Schon drei Mal war der Junge vor allen gefunden worden und hatte deshalb jede zweite Runde in einem Wald, der ihm kaum geläufig war, die anderen zu suchen. Daher brauchte er dieses Mal ein hervorragendes Versteck. Eines, bei dem die Kinder nur so staunten.

Sie hatten ihn bereits verspottet, ihm immer wieder aus dem Schatten heraus böse Worte an den Kopf geworfen; manchmal sogar Tannenzapfen. Das waren zwar jedes Mal gute Hinweise, wo sie sich verkrochen hatten, dennoch hätte er lieber darauf verzichtet. Die Kinder nutzen es schamlos aus, dass er ein ahnungsloser Urlaubsgast war. Sie kannten sich hier aus, er nicht. Das war ein Problem. Doch sein Stolz versagte es ihm, sich mit den einfachsten Lösungen zufriedenzugeben und in Tränen auszubrechen. Noch einmal so kläglich zu versagen, wollte er sich nicht erlauben. Das war auch der Grund, weshalb er tiefer in den Wald eindrang, als ursprünglich ausgemacht war. Na, wer würde dieses Mal lachen?

Er lief durch Dickicht und Unterholz, so schnell er konnte – hundert Sekunden waren immerhin nicht viel Zeit. Eine Böschung zog ihn schließlich magisch an. Ein Feenhügel, bedeckt mit Kleeblättern und von Efeu verschlungenen Bäumen. Er kämpfte sich hinauf, machte sich dabei ordentlich schmutzig und krallte sich an Wurzeln und Klee am Boden fest, um nicht rücklings hinunterzufallen. Auf der

anderen Seite des Hügels lag eine Senke, die unter einem Baum in eine kleine Höhle mündete. Das war das perfekte Versteck! Hinter all dem herabhängenden Wurzelwerk würde ihn keiner finden.

Voller Freude preschte er darauf los. Doch nach einem falschen Schritt kullerte er auf der Seite daneben hinab, immer weiter und weiter. In seiner kindlichen Euphorie, endlich ein ausgezeichnetes Versteck gefunden zu haben, hatte er gar nicht bemerkt, dass nicht nur hinter, sondern auch neben ihm ein steiler Hang hinabführte. An dessen Ende fand er sich auf einer winzigen Lichtung wieder. Es war windstill, kein Tier regte sich. Selbst die Vögel, die den restlichen Wald beschallten, hielten an diesem Ort ihre Schnäbel.

Als er sich aufrappelte, sah er etwas. In der Mitte der Lichtung stand ein mickriger Tisch, worauf kleinere Gegenstände, wie Steinchen, Kerzen und Tierknochen, auf einem seltsamen Tischtuch aus Spitze lagen. Doch das war alles bloß Nebensache. Sein Hauptaugenmerk legte sich auf das große, runde Objekt in der Mitte, auf dem ein Hut lag. Die Fliegen tanzten wild in der Luft, umkreisten den Gegenstand feierlich. Zaghafte trat der Bub näher, nahm das Ding gedankenverloren hoch.

Ein Schrei – das Versteck war verraten. Beim Aufprall in den von Blättern bedeckten Waldboden hatte der verwesende Schädel seinen Hut verloren.

Fünfundzwanzig Jahre war das nun her.

IN GEREGETEN BAHNEN

Sträucher und Bäume rauschten am Fenster vorbei, der imposante Berg am Horizont kroch jedoch wie im Schnecken-tempo dahin. Die davorliegende Ebene mit ihren sanften Hügeln brachte dieses Meer aus Grün und zartem Orange-Gelb kaum in Aufruhr. Keine allzu spannende Aussicht. Doch obwohl diese Landschaft etwas fad und eintönig wirkte, war sie bei weitem interessanter als das, wozu mich

Ela zwang. Mit jeweils einem Kopfhörer im Ohr saßen wir da und schauten irgendeine ihrer Blu-rays – eine dieser 08/15-Love-Stories aus Hollywood, Schema-F-Schund. Sie zu einem anderen Film zu überreden, wäre aussichtslos gewesen: Ela liebte ihren Kitsch und als ihr Freund hatte ich bei der Film-Wahl selten die Nase vorn.

Also widmete ich mich primär anderen Dingen, sah mich beispielsweise im Zug um und strafte die lauten Bälger eines jungen Ehepaares mit meinen Blicken oder fragte mich gelegentlich, wie die drei Studentinnen am Viererplatz nebenan weniger bekleidet aussähen. Fesche Mädels waren das. Zwei Brünette, eine Blondine. Ich habe zwar keinen wirklichen Typ Frau, auf den ich stehe – und das mag nun wie ein Klischee wirken –, aber die Blonde gefiel mir besonders gut. Auch ihr Kleidungsstil – eine Mischung aus Hipster und Rockerin mit dem verspielten Hauch von Shopping-Queen. Letzteres brauche ich nicht zwingend, doch es war gerade so wenig, dass es schon wieder seinen eigenen Charme hatte. Wäre ich ein paar Jahre jünger und ohne weibliche Begleitung, dann hätte ich ... wahrscheinlich trotzdem nur gegafft. Frauen anzusprechen, war noch nie mein Ding.

Ich war wie ein Chamäleon. Nicht nur, weil ich den liebevollen Freund mimte,¹ sondern auch, da meine Augen sich nicht entscheiden konnten, welchem Gegenstand sie ihre Aufmerksamkeit schenken sollten. Meine Freundin rutschte im Sitz ein wenig nach unten, lehnte ihren Kopf an meine Schulter und seufzte schmachend in den Bildschirm starrend. Ich guckte kurz hin – Kusszene. Der Duft ihrer zartbitterschokoladenen Haare stieg mir in die Nase; ich bekam Lust auf Kokos-Rumkugeln. Sie war hin und weg vom Film, während mir übel wurde, wenn ich dem Kitsch mein Gehör schenkte.

Aber sie war schon lieb, meine Michaela, auch wenn sie mich zu dieser Reise in ihre Heimat regelrecht genötigt hatte. Es sei an der Zeit, meinte sie, dass ich die Schwiegereltern

¹ Der ich natürlich auch war. Aber in letzter Zeit war von der Liebe kaum mehr zu spüren und Ela schoss immer wieder den ein oder anderen Vogel ab.

mal besuche. Ich hatte sie erst einmal getroffen und war brutal mit ihrem Vater zusammengeprallt – man denke an einen Rennwagen und einen Brückenpfeiler. Zwischen uns beiden würde wohl nie so etwas wie Freundschaft entstehen. Das war mehr als klar – ihm genauso wie mir. Und dennoch wollte er mich angeblich bei seinem Sechziger dabei haben. War bestimmt auf Michaelas und Gertrauds Mist gewachsen. Die werte Frau Schwiegermutter mochte mich recht gerne. Als sie uns damals in Graz besucht hatten, hatte sie mich mit ihren Blicken nahezu entkleidet ... Nein, hatte sie natürlich nicht; das redete ich Ela bloß ein, um sie auf die Palme zu bringen. Wir waren gemeinsam zu einem Weinlesefest in die Südsteiermark gefahren. Sepp hatte im Anschluss dauernd darüber geschimpft, wie deppert alle Steirer seien. Er war wohl noch wo angeekelt außer an mir.

Unser Trip in die Bergwelt Salzburgs war zum Glück nur für ein verlängertes Wochenende vorgesehen; vier Tage würde ich das aushalten können. Ela hatte sich länger freigenommen, würde vielleicht sogar bis zu zwei Wochen bleiben. Sie fuhr selten nach Hause, da war das nur verständlich. Wir mussten ja bestimmt nicht jeden Tag mit ihnen verbringen, hoffte ich. Mir wäre es zwar weit lieber gewesen, ein Hotelzimmer mit ihr zu nehmen, damit wir einen Rückzugsort hatten und, nun ja, vielleicht mal einfach einen halben bis ganzen Tag im Bett bleiben konnten. Es musste nicht zwingend in Sex ausarten – auch wenn das eindeutig wieder an der Zeit war –, Pizza zu verdrücken und Serien zu gucken, wäre ebenfalls eine willkommene Alternative. Ich brauchte den einen oder anderen Tag, an dem ich mich sozial vollkommen abschotten konnte von der Welt, mit Ausnahme von meiner Freundin natürlich. Früher, als ich noch studiert hatte, hatte es sogar eine Zeit gegeben, in der fünf Siebtel meiner Woche nur meiner Wenigkeit gewidmet waren. Der Rest war von Alkohol und flüchtigen sexuellen Bekanntschaften geziert. Studiert per se hatte ich eher weniger, muss ich zugeben, weshalb ich auch zu den Fällen gehörte, die zum äußerst positiven Image des modernen Studenten beigetragen hatten. Nichts zu danken.

Ich fingerte das Handy aus der Hosentasche, schaute auf die Uhrzeit.

»Ferl«, fauchte mich Ela von der Seite an, erzürnt darüber, dass ich dem Schund am Laptop-Bildschirm keine Aufmerksamkeit schenkte, »willst du schon wieder diesen Blödsinn spielen?«

»Blödsinn?«, brummte ich. »Du meinst *Snake*? Nein, ich hab nur auf die Uhr geschaut.«

Snake einen Blödsinn zu nennen, war frech. Das war nicht nur ein Klassiker des mobilen Spielspaßes, sondern auch einer der Gründe, warum ich mich kaum darüber wurmte, dass mein Smartphone damals zu Bruch gegangen war. Ich hatte nicht vor, mir in nächster Zeit wieder eines zuzulegen. Viel zu teuer dieses Zeugs. Diese Smartphones sind sowieso Teufelswerk. Wie die Leute immer wie Zombies hineinstarren und von ihrer Umwelt nichts mehr mitbekommen, ist schon fast gruselig. Man wird besessen von diesen »*Alleskönnern*«. Man kann mit ihnen Fotos machen, Videos aufnehmen, ins Internet gehen, sie haben tausende von Apps, aber was sie nicht haben, ist Durchhaltevermögen. Ein halber Tag, und der Akku ist futsch. Da kann man eigentlich gleich wieder zum Festnetzanschluss wechseln. Gut, ich kann ja verstehen, dass diese Dinge wirklich praktisch sind. Aber was ich noch nie verstanden habe, ist, warum die Leute immer das Teuerste vom Teuren einer ganz bestimmten Marke kaufen. Sie mästen den Kapitalismus – das ohnehin schon fette Kind –, anstatt ein gleichwertiges Produkt eines anderen Herstellers zu erstehen, das nur die Hälfte kostet. Und dann meist auch noch im Jahrestakt! Ja, hat es der Menschheit denn tatsächlich ins Hirn geschissen? Die Leute sind schon seltsam. Als wäre man mehr wert, nur weil man mit einem kleinen, fragilen Taschencomputer herumläuft, der mindestens tausend Euro kostet. Aber das ist ja leider die Ansicht vieler, wie es scheint, selbst wenn es nie jemand offen und ehrlich zugeben würde. Ela hatte ebenfalls eines dieser überbewerteten Produkte, wusste auch gut über meine Meinung darüber Bescheid, doch wer lässt sich da schon reinreden?

»Kannst es gar nicht mehr erwarten, was?« Sie kicherte schadenfroh meines Unmuts wegen, den ich daheim recht ordentlich bekundet hatte, und gab mir einen halbherzigen Schmatzer auf die Wange. »Wenigstens rasieren hättest dich können.«

Die Stirn runzelnd, sah ich sie von der Seite an. Sie wusste, wie gern ich mich rasierte. Ich war zwar nicht der Typ, der mit Rauschebart und Flanellhemd herumliefe – was wohl auch an meinem Fleckerlteppich von Gesichtsbehaarung lag –, aber mich täglich glatt zu rasieren, war mir einfach zu anstrengend. Wenn sie mich wirklich gern hatte, musste sie damit leben.

»Wo sind wir denn schon?«

»Bald in Schladming.«

»Also noch eine Stunde circa?«

»Circa.«

»Wie lange dauert denn der Film noch?«, fragte ich, sah aber im selben Moment, dass der Abspann bereits lief. Wieso sonst sollte sie während ihrer Schnulze mit mir reden? Ich wartete schon sehnsüchtigst auf ihre Zurechtweisung.

Ihre lagunenblauen Augen durchlöcherten mich. »Hast du denn überhaupt nicht zugeschaut?« Die Empörung in ihrer Stimme hallte durch den Wagon, als hätte ich ihr wenige Momente zuvor gesteckt, dass sie in ihrer dunkelgrauen Jeggings fett aussähe – was selbstredend nicht stimmte, um Gottes willen! Die Achtundzwanzigjährige hatte einen Knackarsch, der zum Anbeißen war. Daher rührte auch einer meiner Kosenamen für sie, den sie kaum ausstehen konnte: Pffirsich. Gut, sie machte auch ausreichend Sport, damit sie ihre gute Figur beibehielt – was ich von meiner Wenigkeit, die doch eine kleine Plauze hatte, nicht behaupten konnte. Körperliche Anstrengung war mir zu wider. Ich betätigte mich nur hin und wieder sportlich, wenn mich das schlechte Gewissen erneut am Schlafittchen gepackt hielt, weil ich mir die letzten Tage abermals zu viel Süßes, Fettiges oder Alkoholisches in den Wanst geschlagen hatte. Aber dafür, dass ich so eine faule Sau war, fand ich doch, dass ich ein recht ansehnlicher Herr war. Ein wenig verlobt vielleicht.

Die Fahrgäste starrten uns an, was einem normalen Menschen möglicherweise unangenehm wäre. Als normal würde ich mich zwar nicht bezeichnen, aber unangenehm war es mir trotzdem. Die Dame liebte es, öffentlich eine Szene zu machen, woraus sie zu Beginn unserer Beziehung auch das eine oder andere Spiel gemacht hatte, das für sie fraglos lustiger als für mich gewesen war. Mittlerweile war ich sie zum Glück schon gewohnt und wusste, dass ich sie einfach nicht ernst nehmen durfte.

Ich strafte die jungen Eltern und ihre Kinder mit einem tadelnden Blick, als wollte ich sagen: »Ihr seid die Letzten, die sich über irgendjemanden hier ein Urteil bilden dürfen.«

Einer der Studentinnen nebenan hingegen, der bezaubernden Blondine, nickte ich mit einem Lächeln zu. Ich hatte ja auch wirklich nicht zugeschaut, maximal zehn Minuten waren von meiner Netzhaut aufgenommen worden.

Ihr fiel die Kinnlade nach unten. »Flirtest du jetzt mit der da drüben?!« Sie atmete tief durch wie ein mit dem Huf scharrender Stier, bereit, mich auf die Hörner zu nehmen.

Ich sah sie an. *Scheiße*, dachte ich, *es ist wieder so weit*.

Ela stand halb auf, lehnte sich mit dem Ellbogen gegen die Rückenlehne und drehte sich zur Blondine.

»Du, Mädchel, ich will dir mal was sagen«, begann sie und ich kniff aufgrund der seelischen Schmerzen bereits die Lider zusammen. »Der da«, sie deutete auf mich, »ist meiner. Vier-einhalb Jahre schon. Mach ihm also keine schönen Augen, das kann ich gar nicht leiden.«

Ja, das große Maul hatte sie von ihrem Vater. Ich wagte es nicht einmal, mich zum nun verstörten Mädchen entschuldigend hinzudrehen. Sie hatte nichts erwidert, nicht einmal besänftigend die Hände gehoben, als Ela die Furie mimte.

Als bestünde mein Sitzplatz aus Treibsand, versank ich in ihm. Stur starrte ich geradeaus und lief rot an. Wie sehr ich wünschte, dass dies die letzten Momente des Lasse Ferls wären – doch nein.

»Und du«, sie bohrte mir schlagartig den Finger in die Brust; prompt wurde ich aus dem Erlösung bringenden Treibsand gerissen, »reiß dich ein bisschen zusammen!«

Sie packte meinen Kragen, zog mich zu ihr hin und küsste mich so leidenschaftlich wie schon lange nicht mehr. Kurz überlegte ich, ob ich sie öfters eifersüchtig machen sollte, wenn das Resultat dann immer so aussähe. Das brächte wieder ein wenig Schwung in die Bude. Aber das war wahrscheinlich nicht die beste aller Ideen; die Frau war wie Feuer. Heiß, doch zu lange sollte man sich nicht mit ihr spielen. Obwohl, Sex war ja auch irgendeine Art von Spiel und gerade dieses wurde in letzter Zeit zu selten gespielt ...

Als sie wieder von mir abgelassen hatte, musste ich den Kopf schütteln. Sie interpretierte es als eine Art von Überwältigung aufgrund des wirklich schönen Kusses. Wie lange sich unsere Zungen schon nicht mehr gegenseitig lieb-kost hatten, konnte ich auf Anhieb gar nicht sagen. Doch eigentlich musste ich nur den Gedanken an Zug-Sex irgendwie wie der loswerden. Eine Beule in der Hose machte sich in der Öffentlichkeit echt nicht gut.

»So, und jetzt schau'n wir den zweiten Film.«

Sie öffnete die Hülle, nahm die Blu-ray aus dem Laptop und holte schon den nächsten Krampf vom Grabbeltisch des gestrigen Tages hervor. Das Argument, dass es sich nicht mehr ausginge, noch einen Streifen anzusehen, hätte nicht gefruchtet. Dann hätte es bloß geheißen, dass wir ihn ja vorm Schlafengehen weiter ansehen könnten. Ich glaube, sie wusste gar nicht, was für eine Sadistin sie war.

SCHWIEGERELTERN

Mit all dem Gepäck noch schnell in Bischofshofen umgestiegen, waren wir auch schon eine Viertelstunde später am Bahnhof in Schwarzach angekommen. Draußen wartete bereits Elsas Vater, rauchte eine Zigarette hinter dem Lenkrad seines weißen Toyota-Geländewagens und startete den Motor, als er uns kommen sah. Mit den Rostflecken an der Front wirkte der Wagen, als litt er gerade an einem massiven Lippenherpesausbruch, wofür er mir ehrlich leidtat.

Ich warf das Gepäck in den Kofferraum – natürlich nicht, ohne mich vorher zu blamieren, weil ich keine Ahnung hatte, wie der Scheiß aufging. Heilfroh darüber, dass die Trolleys Räder hatten und sonst kaum getragen werden mussten, setzte mich auf die Rückbank. Wieso musste Ela auch immer so fette Fantasy-Schinken überallhin mitnehmen? Zumindest sah sie in letzter Zeit davon ab, mir unaufhörlich zu erzählen, wie toll *Geschichten aus Falensia* sei.

Es roch nach Zigaretten, Schweiß und Kuhmist im Wagen, und das, obwohl der Hof der Familie seit Jahren nicht mehr bewirtschaftet wurde. Ich war versucht zu fragen, welche Duftbaummarke das sei, sparte mir meinen Zynismus aber, da ich Sepp nicht bereits innerhalb der ersten Minute unseres erneuten Aufeinandertreffens verprellen musste.

Ela umarmte ihren Vater vom Beifahrersitz aus und drückte ihm einen Schmatzer auf die wettergegerbte rote Wange, die verteufelt schmalzig aussah. *Und mit denselben Lippen küsst du mich später*, tadelte ich sie geistig.

Die Pension hatte Sepp fest im Griff, wie ich sah. Die Schenkel hatten kaum mehr Platz auf dem Sitz, quollen auf den Seiten leicht über. Vorne stieß er mit dem Bauch bald am Lenkrad an. Gerti war wohl eine gute Köchin.

»Servus, Sepp.« Freundschaftlich klopfte ich ihm auf die Schulter und versuchte, mein nettestes Lächeln aufzusetzen, das ich zu bieten hatte.

Mit einem angewiderten Blick sah er auf meine Hand, startete mich anschließend mittels Rückspiegel an und wünschte mir nonverbal wohl nichts Geringeres als ein möglichst kurzes Leben. »Habe d' Ehre«, nusichelte er griesgrämig. »Für dich noch immer Joseph.«

Er rollte die Augen und mit quietschenden Reifen fuhren wir los. Die Räder schrien jedoch nicht aufgrund der Geschwindigkeit, sondern bloß, weil das Fahrzeug eine alte Kiste war, die nicht mehr lange das Pickerl bekäme. Schon beim Einsteigen hatte ich Angst gehabt, wegen des Rostes womöglich den Türgriff auszureißen.

Schwarzach hatte für seine Größe eine relativ hohe Bevölkerungszahl, war aber trotzdem mehr oder minder bloß

ein Loch inmitten der Alpen. Michaela hatte mir einst erzählt, dass die Sonne den Ort im Winter komplett meide.

Nachdem wir die kleine Gemeinde hinter uns gelassen hatten, ging es die verwinkelte Straße den Berg hoch. Sepp – Pardon, Joseph – fuhr genauso, wie ich es von ihm erwartet hatte. Kurz gesagt: Wir wurden bergauf überholt. Trotzdem schob es mich in meinem Sitz hin und her; einmal lehnte ich mich gegen die Tür, einmal zum Mittelplatz hin. Diejenigen, die uns entgegenkamen, waren regelrechte Rallye-Fahrer und preschten wie Geistesranke die kurvige und enge Straße hinab. Bald wäre mir ein Hoppla widerfahren, als ich glaubte, dass uns der Nächste frontal erwischen würde.

Ich versuchte, mich abzulenken, und sah mir nervös die Umgebung an. Bäume hingen über die Fahrbahn, schönste Farben des beginnenden Herbstes waren zu sehen. Je höher wir kamen, desto mehr erspähte ich die Gipfel hinter den Baumwipfeln. Lange Zeit war ich nicht mehr in den Bergen gewesen, besonders nicht hier. Und schließlich passierten wir das Ortsschild. Joseph wurde noch langsamer, als er ohnehin bereits gefahren war.

Ela öffnete das Fenster, Luft strömte herein und sie roch daran, als hielte sie ihre Nase an eine Blume. »Herrlich frisch, oder?«, fragte sie mich und spielte darauf an, dass Goldegg ein Luftkurort war. Das waren so Kleinigkeiten, auf die sie eben stolz war.

»Ja, wirklich frisch«, gestand ich und fror, weil es zog und meine Jacke beim Gepäck im Kofferraum lag.

Da waren wir also. Goldegg. Nabel der Welt. Der exakte Mittelpunkt Europas ... vielleicht nicht ganz, doch die Goldegger würden diesen Titel bestimmt befürworten. Ich verstand plötzlich auch, weshalb man von einem »Sonnenplateau« sprach. Die Feuerkugel am Himmel erhellte regelrecht jeden Winkel hier. Da wunderte es mich nicht, dass Schwarzach im Winter unter Sonnenmangel litt, wenn das gierige Goldegg die ganzen Strahlen stahl!

Wir fuhren am Goldeggersee vorbei – ein Moorsee, der sich im Sommer größter Beliebtheit erfreute. Vor uns lag das Schloss – in meinen Augen nichts als eine Ansammlung

weißer Quader –, das auf einem Hügel thronte. So schlecht, wie ich den Ort in Erinnerung hatte, war er ja gar nicht. Der erste Eindruck war sogar überraschend gut. Wie ein kleines Kind, das sein Glück kaum fassen konnte, glotzte ich aus dem Fenster und bewunderte den urigen Ortskern mit seinen urigen Häusern und seinen urigen Pflastersteinen, über die wir rumpelten.

Ich konnte plötzlich verstehen, weshalb meine Eltern hier früher gerne Urlaub gemacht hatten. Es waren nun also schon fünfundzwanzig Jahre vergangen, seit ich das letzte Mal diesen Ort betreten hatte. Die miesen Erinnerungen kamen in mir hoch. Schemenhaft sprangen mir die Bilder vor Augen, die ich wegzuwischen versuchte, und verdrängten die Euphorie. Keiner hier wusste wohl, dass ich der Junge von damals war. Nicht einmal Ela hatte ich je davon erzählt; es war ein Detail, eine in mir vergrabene Kleinigkeit. Dies war auch der Grund, weshalb ich mich ursprünglich so dagegen gesträubt hatte, hierher zu kommen. Gut, Sepp war ebenfalls kein Faktor, der unbedingt dafür gesprochen hatte, aber das sei hintangestellt. Doch irgendwie wirkte alles anders als damals. Idyllischer. Aufgesetzt idyllisch.

Und obwohl Goldegg ein Hochplateau war, bedeutete dies nicht, dass es nicht noch höher hinausging. Am hinteren Teil der Ortschaft lag ein mittelgroßer Berg – der im Grunde wahrscheinlich einfach der Gipfel des Gesamten war. Dort fuhren wir weiter eine schmale Straße entlang, bis wir angekommen waren.

Wir stiegen aus, ich sah mich um. Der alte Bauernhof bestand aus einer Scheune, einem Stall und einem dem Stall gegenüberliegenden Einfamilienhaus. Früher war der Hof bewirtschaftet gewesen, doch Sepp hatte es Anfang vierzig gelassen. Michaela hatte mir einmal erzählt, dass es sich einfach nicht mehr rentiert hatte und keiner ihn hatte übernehmen wollen. Inzwischen waren Stall und Scheune zu riesigen Garagen für Elas kleinen Bruder Hannes umfunktionierte worden, der Autos kaufte, dort mit Freunden daran herumschraubte, sie auf Vordermann brachte und im Anschluss wieder verscherbelte – natürlich alles schwarz.

Hauptberuflich arbeitete er jedoch bei einer Glaserei in einer Nachbarortschaft.

Von hier aus konnte man Goldegg wunderbar überblicken. Ich fühlte mich wie ein Adler, der vom Gipfel aus sein Revier überwachte. Kahle Hügel, die mit ihren Baumreihen wie Mönche mit ihren Tonsuren wirkten, und vereinzelt Siedlungen, die wie die Punkte eines Dalmatiners quer über das Plateau gesprenkelt waren. Rechts von uns lag eine regelrechte Felswand in gut zwei Kilometern Entfernung. Was für eine Aussicht. Ich atmete tief ein, glaubte, den früheren Kuhmist noch zu riechen, und genoss die ansonsten reine Luft.

»Schön hier, oder?« Ela kam, stolz auf ihre Heimat lächelnd, an meine Seite und tat es mir gleich. »Dabei wolltest ursprünglich gar nicht herkommen.«

Plötzlich knallte die Haustüre zu, ein brünetter Blitz stürmte heraus. »Michi!« Voller Euphorie fiel sie ihrer Tochter um den Hals und küsste ihr schönes Kind auf die Wange.

Ela lächelte bei dieser Umarmung, wie sie es schon lange nicht mehr getan hatte, und vergaß dabei, sich darüber aufzuregen, dass ihre Mutter sie immer Michi und nicht Ela nannte.

»Und mein Schwiegersohn ist auch endlich mal hier«, sagte sie mit jugendlichem Lächeln und umarmte und küsste mich ebenfalls. »Kommt rein.«

Ich nickte und wollte ihr schon folgen; ich mochte Gerti gern, sie war der Gegenpol zu ihrem mürrischen Mann. Aber selbstredend konnte dieser Halunke nicht anders. »Und wer trägt eure Koffer rein? Ich bestimmt nicht.«

»Ach, das können wir später auch noch«, meinte ich. »Die laufen uns schon nicht weg.«

Sein Blick verriet allerdings, dass er es jetzt sofort haben wollte. Ich blieb stur, ging weiter und hörte ihn kleinlaut schimpfen. »Scheißfauler Hund.«

Das Haus war innen sehr liebevoll eingerichtet – und ich konnte mir denken, dass Sepp hier keinen Finger gerührt hatte. Der Mann wirkte nicht so, als hätte er ein Auge für Schönes. Überall stand Deko, hingen Bilder, Orchideen genossen die Aussicht Goldeggs von den Fensterbänken aus,

ja sogar kitschige Fensterbilder klebten noch an den Scheiben, die wohl Ela oder ihr Bruder in jungen Jahren gemalt hatten. Die waren dort wahrscheinlich, nicht weil sie so wunderschön waren, sondern da sich das Zeug nach zig Jahren einfach nicht mehr vom Glas trennen lässt. Das wird hart, verschmilzt regelrecht mit dem ahnungslosen Opfer und man braucht Hammer und Meißel, um das abzubekommen.

Sepp schloss die Tür, tippte mir auf die Schulter. »Bei uns wird immer zugesperrt. Wir brauchen keine Zigeuner hier drinnen«, brummte er. »Einer reicht.«

Ich lächelte müde. Natürlich hatte ich mich auf Sepps Gastfreundschaft und seine Kommentare schon im Vorhinein eingestellt. Ich hoffte nur, dass wir nicht aneinandergeraten würden. Ich mochte zwar ein gelassener Typ sein und nahm mir Beleidigungen selten zu Herzen, doch auch mir konnte irgendwann die Schnur durchbrennen.

»Wo schlafen wir?«, fragte Ela. Ihr altes Zimmer war mittlerweile zu einem Nähzimmer für ihre Mutter umfunktio- niert worden. Gerti arbeitete nicht mehr, aber in ihrer Freizeit kreierte sie das eine oder andere Unikat aus Stoff: ob nun Kuschtiere, Mützen, Schals, Handschuhe oder anderes. All das verschenkte sie entweder oder verkaufte es am Weihnachtsmarkt. Obwohl sie es nur gelegentlich machte, kam bis zum Jahresende immer eine ordentliche Menge zusammen. Alljährlich bekam ich per Post zum Geburtstag und zu Weihnachten Handgemachtes von ihr. Zum Glück waren wir nicht im Winter hier, ansonsten hätte ich ein schlechtes Gewissen, nicht in voller Gerti-Montur eingetrudelt zu sein.

»Dein Bruder hat sich ja im Keller jetzt mehr oder weniger eine eigene Wohnung eingerichtet, deshalb ist sein Zimmer frei. Hab's auch schon für euch zurechtgemacht; schaut gut aus!«

»Du«, am liebevollen Tonfall Sepps erkannte ich, dass ich gemeint war, »nimm gleich die Koffer mit. Ich renn' dir ja nicht stundenlang nach, nur um dir 's Auto aufz'sperren.«

Den Kooperativen mimend, folgte ich ihm nach draußen. Er öffnete den Kofferraum und zeigte unmissverständlich, dass er keinen Finger rühren würde, um mir beim Tragen zu

helfen. Zum Glück waren es nur zwei Trolleys und mein Rucksack – für vier Tage wäre mehr auch übertrieben gewesen. Die Hälfte meines Koffers war ohnehin mit Elas Kram befüllt, der nicht mehr in ihrem Platz gefunden hatte.

Beim Vorbeigehen betrachtete ich die Fotos an den Treppe-
nwänden. Es ist immer seltsam, Ausschnitte fremder
Leben, zu denen man wenig bis gar keinen Bezug hat, zu
sehen. Kaum eine Person darauf kennt man, kaum eine
erkennt man aufgrund der Jahre, die dazwischen liegen,
wieder. Manche waren schwarz-weiß, einige in verblassten
Farben. Spielende Kinder im Sandkasten, ein kleiner Bub,
der sich inmitten der Fußgängerzone erleichterte, alte Men-
schen, die Neugeborene hielten und in die Kamera schielten,
Elas Mutter in jungen Jahren mit irgendeinem Kerl, Sepp bei
der Jagd, ein Gewehr bereit zum Abschuss an die Schulter
gedrückt. Zum Glück hatte er meinen Weg nicht mit mir
geteilt und hatte sich irgendwohin ins Erdgeschoss verbrö-
selt, sonst hätte er sicher gemeckert, weil ich so trödelte.

Ich warf die Trolleys aufs Bett. Ela und ihre Mutter plau-
derten daneben darüber, wie sehr sich das Zimmer doch von
einem Kerker eines sexbesessenen Jugendlichen zu diesem
lichten Gästezimmer auf »Hotelniveau« verwandelt habe.

»Na, willst du das Zeug nicht gleich auspacken und ver-
stauen?«, fragte Michaela, als ich mich vom Gepäck
abwandte.

»Wieso? Ich leb' ja sowieso aus dem Koffer.«

»Mach's bitte einfach; Mama hat extra einen neuen
Kasten gekauft.«

»Und Sepp hat beim Aufbauen ordentlich geflucht.«
Gerti lachte.

Ohne weitere Widerworte räumte ich ihre Sachen in den
Kasten, meine blieben aus stillem Protest im Koffer – was
auch weiter niemandem auffiel.

»Und, was sollen wir am Abend machen?«, fragte Gerti.

»Ich weiß nicht. Was schwebt dir vor, Schatz?«

»Ich werd' mich ja mit dem Christoph treffen, weißt du
noch?«, antwortete ich. »Nachdem ich herausgefunden hab,
wie ich da hinkomme.«

Sie nickte, als ginge ihr ein Licht auf. »Stimmt, hast du ja gesagt. Uns wird schon was einfallen, Mama.«

Gerti wandte sich mit besorgtem Blick an mich. Ich befürchtete Schlimmstes, den Versuch, mir ein schlechtes Gewissen zu machen beispielsweise. »Aber zu Abend wirst du schon mit uns essen, oder?«

Ich nickte beruhigt. Ich hatte etwas anderes erwartet, doch das spiegelte ganz gut Gertis unschuldiges Innerstes wider. Schade, dass Ela charakterlich etwa fifty-fifty aufgeteilt war und nicht alles von ihrer Mutter geerbt hatte.

»Wer ist jetzt eigentlich dieser Christoph?«, fragte Gerti beim Essen. Es musste sie innerlich förmlich zerrissen haben, so wie die Frage aus ihr herausbrach.

Bis auf Hannes war die ganze Familie versammelt und schmauste. Ich kaute auf meinem Schmalzbrot und spülte es mit einem Schluck Bier runter. »Ein alter Freund, der mich übers Internet gefunden hat. Eh schon vor einer Ewigkeit und jedes Mal musste ich ihn vertrösten, dass ich wohl nicht so bald in diese Gegend kommen würde. Jetzt bin ich fast gezwungen, ihn zu sehen, und dachte mir, dass ich es so schnell wie möglich hinter mich bringen möchte.«

»Wieso redest du von ›hinter dich bringen‹? Ist das so ein Anstrengender?«

»Na ja, nachdem, was er online so postet, ist er nicht zwingend die Sorte Mensch, mit der ich eine große und tiefgründige Unterhaltung führen könnte«, scherzte ich, verschmitzt grinsend.

»Aha, und wer wäre so eine ›Sorte Mensch‹?« Sepps Ton war provokant. Er beschmierte seine Scheibe Brot dick mit Streichwurst, sah aber nicht einmal hin, als wäre es die routinierteste Bewegung seines Lebens, und fixierte mich dabei. Anscheinend hatte er eine subtile Beleidigung aus meinen Worten herauszulesen geglaubt, die eigentlich nicht beabsichtigt gewesen war.

Ich sah zu Michaela hin, lächelte, legte meine Hand um ihre Hüfte und zog sie zu mir her. »Dieses Kleinod hier beispielsweise.«

»Mei, is' das lieb.« Elsas Mutter schmolz dahin, sah dabei aus wie jemand, der die Liebe schon lange misste.

Mit dem Messer in der Hand fuchtelte Sepp in der Luft herum. »Du brauchst jetzt gar nicht mit deinen Fachausdrücken, mit deinen G'scheiten-Leute-Wörtern um dich schmeißen. Glaubst, bist was Besseres, göh?« Feuchte Brotbrösel mit Aufstrich flogen aus seinem Mund durch die Luft, einer landete auf meiner Nase und blieb dort kleben.

Krampfhaft verkniff ich mir ein Grinsen, wischte den Essensrest vom Nasenrücken. Es war doch etwas lächerlich, dass er aufgrund des Wortes Kleinod so ein Theater machte. Wegen eines Wortes, wofür man nicht zwingend eine Doktorarbeit schreiben musste. Aber ich versuchte, dem Hausherrn nicht weiter auf den Schlips zu treten, und hob beschwichtigend die Hände. »Es tut mir schrecklich leid.«

Zum Glück erkannte nur Ela meinen ironischen Unterton und sah mich leicht zornig an.

Da mich keiner fahren konnte – beziehungsweise Sepp sein Auto nicht mir Schmarotzer borgen wollte –, musste ich Christoph persönlich bitten, mich abzuholen. Ich ging vor die Tür; ich mochte es nicht, wenn mir jemand beim Telefonieren zuhörte. Draußen war es schon recht lau. Dass es eine Tortur werden würde, ihm per Handy den Weg zu erklären, wusste ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht, hätte ich mir aber denken können.

»Servus, Ferdinand!«, grüßte mich die Stimme durch den Hörer lautstark. Ich hätte nicht geahnt, dass sie so kräftig und penetrant sein würde. »Was is' los?«

»Hey, hallo, Christoph«, begann ich. Dieses Gespräch war mir jetzt schon unangenehm. »Du ... ginge es, dass du mich vielleicht abholst? Ich weiß nicht, wie ich dort hinkomme und fahren kann mich keiner.«

»Ja, ja, natürlich! Von wo denn? Wo bist du?«

»Von der Michaela, bitte.«

»Mhm ... wo is' das?«

»Ja, ähm ... am Berg?« – »Am Buchberg?« – »Ja.« – »Wo genau?«

Warum musste alles immer so kompliziert sein? »Dort ist ein Bauernhof, oder das war mal einer. Mayer heißen sie.«

»Mhm ...«, brummte er ins Telefon, »noch nie gehört. Gibt's da etwas Markantes? Irgendwas, wie ich schnell hinfinden kann?«

Ich war verwundert darüber, dass er die Familie nicht kannte. Kannte nicht jeder jeden in so kleinen Gemeinden? »Ja, ein Stall und eine Scheune.«

Christoph lachte. »Die gibt's hier zum Saufüttern.«

Langsam wurde ich ungeduldig. »Okay, wir sind beim Herfahren an so einem Jesus-Kreuz vorbeigefahren, war überdacht, Blumen waren darunter. Das ist nur zwei Minuten oder so von hier entfernt.«

Christoph lachte wieder – glucksend wie eine Weltraumschnecke aus einem Science-Fiction-Streifen. »Ebenso zum Saufüttern.«

Kurz davor zu platzen, nahm ich ein paar tiefe Atemzüge, um mich davon abzuhalten, ihn anzubrüllen. »Gut, ich glaub', das wird heute nichts mehr.«

»Weißt du was?«, begann er. »Ich ruf dir ein Taxi, geht auf mich.«

»Und wohin willst du's schicken? Wenn wir beide schon nicht sagen können, wo ich genau stecke, wie wollen wir das dann dem Taxi-Fahrer erklären?«

»Gutes Argument.«

»Ich weiß ...«, nuschelte ich und biss mir auf die Unterlippe. »Wie kann's sein, dass du dich hier nicht auskennst, obwohl du von hier bist, Chris?«

»Erzähl ich dir später. Jetzt lösen wir mal das Problem mit dem Herkommen.«

Ich drehte mich im Kreis, sah mich um, falls mir vielleicht doch noch irgendetwas auffallen sollte, das uns weiterhelfen könnte. Da erspähte ich ein kleines Detail – des Rätsels Lösung, wenn man so will. Ich war verwundert darüber, dass es mir nicht gleich eingefallen war. Beide waren wir komplett auf der Leitung gestanden.

»Du hast doch ein Smartphone, oder?«, fragte ich und erhielt Zustimmung. Es war fast schon peinlich, dass ich nicht

sofort daraufgekommen war. Denn normalerweise ist es das Erste, woran man denkt: Ich gab ihm einfach Straße und Hausnummer durch, er suchte sie online und eine Viertelstunde später saß ich bereits bei ihm im Auto.

EIN ALTER BEKANNTER

Das Wirtshaus war ein ehemaliges Bauernhaus. Hölzerne Träger, urige Einrichtung, karierte Tischdecken mit Aschenbechern aus Zinn darauf, weiße Wände mit dickem Putz und schwarz-weißen Fotos in dunklen Holzrahmen. Der Kellner, ein kräftiger, gedrungener Herr älteren Semesters mit roten Wangen und Lederhose, sprach uns gleich beim Reingehen an und meinte, dass kein Platz mehr frei sei.

Ich lehnte mich zur Seite, sah ihm über die Schulter. »Da sind etliche Tische leer.«

»Wenn i sag, dass ka Platz is, dann is ka Platz«, brodelte er. »Die sind alle reserviert.«

»Und was ist mit der Bar? Habt ihr überhaupt eine?«

»Ja, sicher haben wir eine. Aber schau«, sagte er und zeigte hin, »da sitzt schon auf jedem Hocker einer. Und jetzt geht endlich.«

Irgendwie kam ich nicht drumherum, dass der Kerl das absichtlich tat und uns bewusst nicht reinlassen wollte. Sah ich denn ernsthaft so unsympathisch aus? Man hatte mir zwar schon häufig an den Kopf geworfen, dass mein erster Eindruck selten ein guter war, aber war man hier nicht über jeden Gast glücklich, der die Türschwelle passierte? Anscheinend nicht. Doch just in dem Moment, in dem ich entnervt ob des bisherigen Verlaufs des Abends die Augen zusammenkniff, standen drei Männer von der Bar auf und gingen leicht angetrunken an uns vorbei. Jeder hatte ein spitzbübisches Lächeln auf den Lippen, als dachten sie bereits daran, wie sehr die werten Gattinnen daheim schimpfen würden, weil sie schon wieder ein paar Biere unter Kumpels dem familiären Abendessen vorgezogen hatten.

Der Kellner bemerkte, den Kürzeren gezogen zu haben, und sah den dreien beleidigt hinterher, als hätten sie seinen grandiosen Plan mit einem Fingerschnippen auf Eis gelegt. Nach knappem Zögern schritt er zur Seite und machte den Weg zur Bar frei. Weizenbier erfreute sich hier größter Beliebtheit und als jemand, der fremden Gepflogenheiten gerne nachgab, bestellte ich mir auch eines bei der vollschlanken Barfrau, die wahrscheinlich die Gemahlin des Kellners war. Wie ich zu dem Schluss kam? Ich wusste es nicht genau, aber manche Leute passen sich im Verlaufe ihres Zusammenseins so aneinander an, dass man das erkennt.

Ein breiter Typ mit geröteten Wangen, einfältigem Gesichtsausdruck und leuchtend blauen Augen stieß Christoph plötzlich von der Seite an, sodass er mit seiner Schulter an meine geriet. Erst hatte ich gedacht, das sei ein Freund von ihm, doch dem war nicht so. »Du traust dich ernsthaft her?«

Christoph verschränkte die Finger, blieb überraschend ruhig. »Wieso nicht? Darf man denn kein Bier trinken gehen?«

»Man schon«, sagte der Fremde, »du nicht.«

Die Frau hinter der Bar stellte uns die Gläser hin, stemmte die Arme in die Hüften. »Peter, schleich dich und lass meine Gäste in Ruh.«

Nachdem er Christoph noch einen Moment wie den Teufel persönlich fixiert hatte, schenkte er ihr einen trotzigem Blick und verschwand erst, als ihre rechte Braue langsam, aber streng hinaufglitt. Ohne dieses Ereignis zu kommentieren oder zu entschuldigen, ging sie weiter ihrer Arbeit nach.

»Wer war das?« Als ich kurz verstohlen über die Schulter blickte, bemerkte ich, dass Peter und seine Kumpane uns von ihrem runden Tisch aus weiterhin anstarrten. Der Kerl hatte extra eine Partie Karten dafür unterbrochen.

»Ach, irgendeiner«, sagte Christoph und machte eine wegwerfende Geste. »Der Sandtner. Bin in Goldegg nicht der Beliebteste.«

Das kannte ich irgendwoher. Zeit meines Lebens war ich mit Menschen aneinandergeraten, die meine Art des Seins nicht ganz zu tolerieren verstanden. »Weshalb?«

Christoph winkte ab. »Manche Leute brauchen keinen Grund, um dich nicht zu mögen. Meistens suchen sie sich nur einen x-Beliebigen aus und gegen den verschwört sich dann der ganze Freundeskreis.«

»Klingt ja ... freundlich.«

Für den restlichen Abend ließen sie uns glücklicherweise in Ruhe, schenkten uns nur hie und da einen unwillkommenen Blick. Anscheinend hatte jeder der Kerle zu großen Respekt vor der Barfrau.

Christoph fummelte eine Zigarettenpackung aus der Hosentasche hervor, holte sich einen Glimmstängel raus und hielt mir das Päckchen hin. »Rauchst du?«

»Versuch' aufzuhören«, gestand ich und musste mich innerlich wieder rügen. Das war nun schon seit circa einem halben Jahrzehnt mein Standardsatz und seither hatte ich noch keinen Tag nicht geraucht. Er schaute doch recht blöd, als ich mir kaum eine Sekunde später dankend eine schnorrte.

»So«, begann ich, »wieso kennst du dich hier jetzt eigentlich nicht aus, obwohl du von hier bist?« Dass er keine Ahnung gehabt hatte, wo die angeblich recht bekannte Familie meiner Freundin ihren einstigen Hof hatte, fand ich seltsam.

Er blies den Rauch genüsslich wie ein Industrieschornstein in die Luft. »Sind weggezogen, als ich ungefähr zwölf war, und hab jetzt vor drei Jahren oder so den Hof von meinem Großvater übernommen.«

»Bist also Bauer geworden?« Ich zeigte auf den Hut, der auf dem Tresen neben ihm lag, den er beim Fahren noch getragen hatte. Der hatte mich von Anfang an schon irritiert. Ich kannte niemanden, der ernsthaft so einen trug. Ein grünes Band war um die dunkelgraue Krone geschlungen, in die in einem helleren Grau ein Edelweiß gestickt war. Schien teurer als gewöhnliche Filzhüte zu sein, traf meinen Geschmack deshalb aber nicht eher. Ich fand ihn grässlich. »Darum also der Hut.«

»Ja«, sagte er, »ein anständiger Bauer trägt einen gescheiten Hut. Das ist halt mal so. Um die Hüte hab ich die Landwirte schon als Kind beneidet. Das war eh kein billiger Spaß;

die Meisterarbeit von 'nem Mäd'el. Unter freiem Himmel muss der Kopf vorm Herrn immer bedeckt sein. Aber im Haus nimmt man ihn ab. Das gehört sich so, egal wie schön er ist.« Er nahm einen Zug von seiner Zigarette, sprach mit dem Rauch in den Lungen weiter. »Eigentlich hab ich ja Tischler gelernt, mach das auch nebenbei noch ein bisschen – nur von der Landwirtschaft kannst dich ja nicht ernähren. Denk allein an die Milchpreise – eine Frechheit! Um den Hof wär's halt schade gewesen. Keiner wollt' ihn haben.«

»Also zwei Jahre, nachdem ich ... nachdem ich das letzte Mal da war, seid ihr weggezogen.«

Christoph nickte. In seinen Augen lag etwas, das ich nicht bestimmen konnte. War es Wehmut? »Ich find's schön, dich wiederzusehen. Ehrlich. Haben ja doch eine lustige Zeit in unserer Kindheit miteinander verbracht.«

Wir sahen schweigend geradeaus. Ich erinnerte mich selbstredend an den Spaß, den wir hatten. Christoph war eines der wenigen Kinder gewesen, das immer nett zu mir war. Mein bester Freund in Goldegg sozusagen. Doch das Ereignis damals hatte alles überschattet und jegliche schöne Erfahrung, die ich hier gemacht hatte, zunichtegemacht.

»Und was sind dann so deine Hobbys?«, fragte ich als Versuch, das Thema zu wechseln.

»Na ja, das Übliche. Nichts Aufregendes. Wenn man einen Hof führt, bleibt einem eh kaum Freizeit. Fußballschauen und Biertrinken geht aber fast immer. Und sonst halt Handarbeit.«

»Wie Tischlern?«

»Genau ...« Er sah mich eindringlich an, als überlegte er, ob er mir etwas anvertrauen könne. »Und ... Tiere präpariere ich auch.«

Unabsichtlich wanderten meine Augenbrauen nach oben. »Taxidermie also?«

»Ja. Verurteil' mich ruhig, so viel du willst, aber es ist eine schöne Beschäftigung.«

»Ich verurteile dich ja gar nicht ...« Natürlich tat ich das. Und unter einer schönen Beschäftigung verstand ich etwas anderes. »Seit wann machst du denn so was?«

»Puh, seit meiner Jugend, glaube ich? Aber nenne es bitte nicht ›so was‹, da komm ich mir erst recht blöd vor.«

Nickend schwieg ich. Irgendwie fand ich das bei einem einsamen Typen wie ihm ein wenig fragwürdig, doch irgendjemand muss ja die Murmeltiere für die Gebirgsgasthäuser ausstopfen. Und solch ein jemand war mein alter Bekannter.

»Wie lang bist mit deiner Michaela eigentlich schon verheiratet?«, fragte er, als ihm die Stille unangenehm wurde.

»Wir sind nicht verheiratet, aber schon seit circa viereinhalb Jahren zusammen.«

Wieder eine kurze Pause. Mensch, viereinhalb Jahre waren eine wirklich lange Zeit. Die anfängliche Leidenschaft war dem Alltag gewichen. Manchmal erinnerten wir mich an ein altes, lustloses Ehepaar. Sex gab es nur noch sporadisch, und wenn, dann meist unspektakulär. Dabei waren wir in den ersten Jahren kaum voneinander loszubekommen gewesen! Wir hatten sogar mein Bett zerlegt. Was war nur mit uns beiden passiert?

»Wie schaut's bei dir aus?«, fragte ich ihn, um mich von den erregenden Gedanken abzulenken.

»Hab schon mal überlegt, ins Fernsehen zu gehen.«

Mir entkam ein Lacher. Wie er von Frauen auf Fernsehen kam, war mir in diesem Moment noch ein Rätsel und ich sah ihn mit einem halbmondförmigen Grinsen an. Wie kam dieser Wahnsinnige nur darauf, in dieser Branche arbeiten zu können? Er wirkte nicht wie jemand, der auch nur den Funken von Talent für so etwas besaß.

Entrüstet sah er mich an. »Was lachst du da? Das ist keine Schande, das machen viele Bauern.«

Da dämmerte es mir. »Ach so, du meinst –«

Er unterbrach mich: »Ja, genau das.«

Stille. Es war mir peinlich, ihm versehentlich zu nahe getreten zu sein, und nahm einen kräftigen Schluck von meinem Weizen. Er musste ein einsamer Mensch sein, wenn er sogar schon eine Fernsehserie in Aussicht gestellt hatte, um einer Frau näherzukommen. Da tat er mir plötzlich leid. Einsamkeit ist wohl eines der grausigsten Gefühle, das die Lebenden heimsucht.

Ich sah ihn mir aus dem Augenwinkel heraus genauer an. Christoph war kein hässlicher Kerl, von Schönheit allerdings auch weit entfernt. Er hatte ein Allerwelts Gesicht, was nichts Schlechtes war – man konnte ihn also gut und gerne ansehen. Jedoch hatte sein Gesicht nichts allzu Markantes, das bei einem hängen blieb. Seine Unterarme waren breit, seine Schultern hingen ein wenig, sein Flanellhemd roch nach billigem Deodorant, wovon er eindeutig zu viel verwendete. Aber alles in allem wunderte es mich doch, dass er sich mit der Damenwelt so schwertat. Er war auch ein angenehmerer Zeitgenosse, als ich ihm aufgrund seines Online-Auftrittes anfänglich zugestanden hatte.

»Aber so etwas hat doch einer wie du nicht nötig, oder? Wie lange bist du denn schon single?«, fragte ich, als mein Glas bereits zur Hälfte geleert war.

»Die letzte Beziehung war ungefähr vor zwei Jahren. Die hielt aber nur kurz. Davor war ich sieben oder acht Jahre allein?« Er sah zu mir herüber, hob fragend die Augenbrauen, als erwartete er sich jetzt ein Urteil, ja fast schon einen Schuldspruch.

Ich sah auf das Regal mit dem Fusel vor mir, nippte wieder an meinem Getränk. »Lange Zeit«, murmelte ich ins Glas hinein. »Zwei Jahre finde ich jetzt nicht so dramatisch, aber du wirkst mir nicht wie einer, der sich mit den Frauen schwertäte.«

Er schmunzelte schalkhaft. »Prinzipiell eh nicht ... nur ... ich finde halt nach kurzer Zeit immer etwas, das mich an einer stört. Oft auch umgekehrt. Deshalb bleibt es häufig nur bei einem kleinen Abenteuer. Aber das ist auch nur noch selten der Fall, seit ich den Hof habe.«

»Führst du ihn ganz allein?«

»Mehr oder minder«, sagte er. »Manchmal muss ich meinen Bruder oder Neffen fragen, ob sie mir ein wenig unter die Arme greifen, wenn ich weiß, dass die nächsten Tage viel ansteht. Die wohnen aber in Großarl; da fährt man dann schon ein gutes Stück hierher. Außerdem meckert mein Bruder andauernd, wenn ich ihn frage, weil er nicht Nein sagen kann. Da will ich nicht dauernd lästig sein, versteht

sich. Aber ansonsten komm ich ganz gut damit zurecht; der Hof ist nicht der größte und so viel Vieh hab ich nicht, das geht schon.«

»Hast du denn sonst niemanden?«

»Doch, meine Halbschwester, aber die ist nach Tirol gezogen ... wohnt in Innsbruck. Die werde ich jetzt eh einmal besuchen, denke ich.«

Langsam merkte ich, dass da jemand höllisch einsam sein musste. »Das heißt, dass du manchmal tagelang niemanden zu Gesicht bekommst?«

Er trank, sah zur Decke und nickte kaum auffallend, als schämte er sich dafür. Jetzt war mir auch klar, warum er im Internet so viel Blödsinn hineinschrieb, unlustige Bilder postete und jeden Müll kommentierte. Die sozialen Netzwerke waren sein einziger Kontakt zur Außenwelt und diesen nahm er dankend entgegen. Verdammt, jetzt tat mir dieser Mistkerl richtig leid.

Ich wusste nicht wirklich, was in solch einer Situation zu tun war, hob langsam die Hand und wollte ihm brüderlich auf die Schulter klopfen. Doch etwas hinderte mich. Meine Handfläche legte sich einfach nicht darauf, als stieße ein Magnet sie ab. Irgendetwas musste ich mit der erhobenen Hand tun, schaute verlegen herum und winkte schließlich der Bardame damit zu. »Zweimal euren besten Schnaps.«

»Ich muss noch fahren.« Sein Widerstand hielt sich allerdings in Grenzen und mit Hingabe piff er den scharfen Saft hinunter. Das war nicht unser letztes Glas diesen Abend.

Irgendwann waren wir beide ordentlich beschwipst, meine Aufmerksamkeitsspanne war auf das Niveau eines Guppys gesunken und der Tunnelblick so stark ausgeprägt, als hätte ich stets eine Klopapierrolle vor Augen, durch die ich die Welt erspähte. Wir hatten noch einige Male über Christophs Alleinsein gesprochen. Immer wieder jammerte er wegen seiner Ex-Freundin, die der Grund sei, warum ihm keine mehr passe. »Die Vroni, die Vroni ...«, lamentierte er dauernd. Ich ermutigte ihn, sich bei ihr zu melden. Er klagte weiter, dass sie nicht mehr wolle. Zu sehr habe er es versiebt.

Ich drängte ihn schon fast dazu, die Nummer zu wählen, als ihn eine junge Dame ansprach. So schnell war die Ex auch wieder vergessen. Wie lange die Fremde bereits neben ihm gesessen hatte, war mir nicht bewusst. Sie bot ihm nach einem kurzen Plausch an, ihn nach Hause zu begleiten, und mich packte fast der Neid. Wieso hatte sie mich nicht gefragt? Aber ich hatte ja ohnehin jemanden, der bestimmt schon sehnsüchtig auf mich wartete.

Christoph konnte sein Glück kaum fassen, an einem Abend wie diesem ganz unverhofft noch eine abzuschleppen. Sie hakte sich bei ihm ein, sie verabschiedeten sich bei mir und torkelten lachend aus dem Lokal. Ich freute mich für ihn und rief mir ein Taxi, da ich jetzt ja zum Glück die Adresse wusste. Zugegeben, ich hatte sie, als mich der Fahrer danach gefragt hatte, vergessen, aber sie fiel mir, nachdem ich eine falsche genannt hatte, um Zeit zu schinden, wieder ein.

So leise wie möglich krachte ich ins Haus. Ja, leises Krachen will auch gelernt sein. Es ist schon seit jeher eines meiner größten Talente, dass ich einfach nicht ruhig sein kann, wenn ich betrunken bin. Ich weiß dann meinen Körper kaum mehr zu kontrollieren und meine Kräfte nicht mehr richtig einzuschätzen, worauf ich natürlich nicht sonderlich stolz bin. Sollte ich mich jemals stockbesoffen vor einem Serienkiller verstecken wollen, würde er mich wahrscheinlich herzhaft auslachen, sich am Boden kugeln und mir erst danach die Kehle durchschneiden.

Ela kannte dieses Szenario nur zu gut. Sie war, als sie den Schlüssel das Loch suchen gehört hatte, aufgestanden und half mir die Treppen hoch. Plötzlich fuhr der Alkohol noch stärker in meine Glieder und ich wurde zu einem leeren Sack, der alleine nicht mehr stehen konnte. Wie eine fette Katze, für die jegliche Bewegung ein Graus war, kämpfte ich mich die hölzernen Stufen hoch und wurde von meinem Frauchen fast schon nachgeschleift. Ich schnurrte sogar ein wenig.

Im Bett kuschelte ich mich an sie ran, wollte dasselbe Glück erfahren, das auch Christoph heute zuteilwerden

würde, und küsste meine hübsche Freundin am Hals und am Schlüsselbein. Wenn ich sie an diesen Stellen lieb kostete, konnte sie einfach nicht mehr Nein sagen. Das machte sie immer ganz wuschig. Nur heute nicht. Mit der flachen Hand drückte sie mein Gesicht unsanft von sich weg.

»Du stinkst erbärmlich«, flüsterte sie. »Lass mich bitte.«

»Ach, komm schon. Ich will doch nur mal kurz ...«, lallte ich ihr ins Ohr.

»Ich sagte Nein. Du müffelst und bist völlig betrunken. Mit so einem Fetzen bist mir ewig nicht mehr untergekommen.«

Frech küsste ich sie auf den Mund. Erneut presste sie mich von sich fort. Beleidigt drehte ich mich weg.

»Außerdem ist das Zimmer von meinen Eltern gleich nebenan. Das wär mir unangenehm. Du weißt, dass ich nicht leise sein kann.«

Ich drehte mich wieder um und grinste ins Dunkel. Da hatte sie recht. So wie ich im Rausch nicht still sein konnte, konnte sie es nicht in der Kiste. Jeder hat so seine Talente.

Sie wusste gar nicht, was sie mit diesen Worten angerichtet hatte. Mein Wille wurde eisern. Meine Lust flammte erneut auf, verbrannte den Alkohol in mir und ich glaubte, wieder ganz bei mir zu sein. »Nur kurz. Lass den kahlen Papst in den Dom; ihm ist so kalt am Köpfchen.«

Stille, gefolgt von einem nasalen Lachen. Sie musste sich die Hand vorhalten, um nicht aus Versehen ihre Eltern zu wecken. »Du bist so ein Trottel.«

Nun hatte ich also ihre Aufmerksamkeit – vielleicht auch ihr Interesse. Ich hatte noch Chancen!

Von ihrem Lachen animiert, versuchte ich, noch eines draufzulegen, um sie richtig in Fahrt zu bekommen und sich mir hinzugeben. »Lass den Höhlenforscher deine Grotte erkunden.«

»Grotte?!« Ihre Stimme klang schrill, nahezu hysterisch. »Okay, das war total abtörend.«

Nun drehte sie sich von mir weg. Arme und Beine angewinkelt, sodass ihr Hintern in ihrem Schlabberpyjama zu mir zeigte. Ich legte meine Hand darauf und streichelte ihn.

Anschließend drückte ich mich an sie. Einen Ellbogen in die Rippen später, ließ ich sie endlich in Ruhe schlafen und glaubte, ich müsse kotzen. Der von der Leidenschaft verbrannte Alkohol kehrte wieder, schlug mich mit einem Knüppel und prägelte unaufhörlich auf mich ein. Ich befürchtete schon, meinen Mageninhalt zu schmecken. Doch zum Glück passierte nichts und ich schlief innerhalb weniger Sekunden ein.

MEINE GRÖßTE MEISTERLEISTUNG

Früh am Morgen weckte mich die schöne Dame, wollte mich auf die Stirn küssen, doch schreckte mit gekräuselter Nase zurück. Mein Gestank war zu viel des Guten. Sie riss mir die Decke vom Leib. »Aufstehen!«

Meine Augenlider waren schwer, die Sicht war verschwommen. Ich schmatzte, versuchte, den fahlen Geschmack im Mund loszuwerden, und gähnte herzhaft. Sie fächelte sich frische Luft zu.

»Das Frühstück steht schon lange am Tisch. Papa hat Mama bereits befohlen, es wegzuräumen, wenn du nicht innerhalb der nächsten fünf Minuten kommst.«

Mit kühlen Fingern fasste ich mir auf den Bauch. Ja, da hatte was Platz. Mühsam rappelte ich mich auf, wurde kurz vom Schwindel überwältigt, konnte mich jedoch noch fangen und stand auf. Für einen Moment wurde mir schwarz vor Augen, sodass ich mich an Ela festhalten musste.

»Ja, bist du deppert. Du hast ja wirklich ordentlich gebechert gestern, was?«

»Anscheinend ...« Ich hatte Mühe, sie anzusehen. Irgendwie fand ich es schade, sie nicht doppelt zu sehen, so wie es einem in Filmen gerne vorgegaukelt wurde, sondern nur wie einen trüben Schemen.

Sepp war nicht mehr in der Küche, Gerti machte den Abwasch, hatte eine Schürze mit Blumenmuster umgebunden.

»Morgen«, gähnte ich und die Hausherrin erwiderte es.
»Wo ist denn der werte Göttergatte?«

»Rausgegangen. In letzter Zeit geht er nach dem Frühstück gerne spazieren, besonders bei so einem Wetter.« Sie kicherte. »Früher hätte ich ihn nie dazu bewegen können. Hat sich immer gesträubt wie eine Katze vor einem Bad.«

Schwerfällig lehnte ich mich zum Fenster und hielt mich am Rahmen fest. Die Scheibe beschlug aufgrund meines Atems. Der Himmel war klar. Die Wälder auf den Bergen leuchteten in feurigen Farben, die Hügel des Dorfes strahlten in einem satten Grün. Wäre ich nicht noch immer recht verkertert gewesen, hätte ich auch fast Lust dazu bekommen, einen Fuß vor die Tür zu setzen und mich umzusehen.

»Dann gratuliere ich ihm, sobald er wieder reinkommt.«

Die Auswahl am Tisch war genau das Richtige für diesen Augenblick. Essiggurken, Salami, Extrawurst, Semmeln, selbstgemachtes Schwarzbrot, Butter, Schmalz, Cocktailtomaten und kalte Schnitzel, die es auch schon gestern beim Abendessen gegeben hatte. Ich griff zu, schlug mir den Wanst voll und freute mich wie ein Schneekönig. Kaum zwei üppig belegte Brote später fühlte ich mich bereits deutlich besser, spürte, wie die Energie in meine Zellen zurückkehrte und plauderte mit den beiden fischen Damen. Wie auch Ela las Gerti gerne. Sie unterhielten sich über Bücher, von denen ich noch nichts gehört hatte, als wären es teure Freunde. Ich fand es immer süß, wie sehr Ela von den ganzen Geschichten schwärmte, die sie innerhalb weniger Tage las. Während ich, sollte sich denn einmal ein Roman in meine Hände verirren, Monate dafür brauchte, schaffte sie beinahe wöchentlich einen. Keine Ahnung, woher sie die Zeit nahm.

Sepp kam rein. »Morgen«, brummte er und sah mich nicht einmal an.

»Morgen, Joseph. Alles Gute zum Geburtstag!«

»Jo, jo ...«, grummelte er weiter, warf wuchtig eine zusammengerollte Zeitung auf den Tisch und richtete sich an Gerti. »Der depperte Zeitungsausträger hat sie schon wieder in die Thujen g'schmissen! Wenn i den jemals seh, dann erwürg' i den Trottel!«

»Ruhig, Sepp«, sagte sie. »Entspann dich ein bisschen. Soll ja nicht dein letzter Geburtstag sein, oder?«

»Am Montag steh ich extra früher auf und hau ihm in die Gosche ...«, murmelte er.

Dann wanderte sein Blick doch in meine Richtung. »Na, habe d' Ehre, du schaust aus.«

Ich zuckte die Achseln, biss ins nächste Brot.

Er setzte sich und knurrte mit verschränkten Armen. »Ich hoff', ihr habt wirklich nichts geplant.«

»Nein, aber geh! Wenn du's nicht willst, dann willst es halt nicht«, flunkerte seine Frau. »Wir setzen uns so wie jedes Jahr einfach am Nachmittag mit Kaffee und Kuchen zusammen.«

Natürlich hatten sie etwas geplant. Ela hatte mich schon im Vorfeld ungefähr hundertmal davor gewarnt, kein einziges Wort diesbezüglich in seiner Gegenwart fallen zu lassen. Zum Glück war ich in seiner Anwesenheit allgemein nicht sehr geschwätzig, also war diese Sorge eher unbegründet. Aber selbstverständlich musste ich beim Aufbau helfen, war schon fixer Teil der Planung. Lieber wäre ich meinen restlichen Rausch im Bett losgeworden, doch wer war ich, hier Wünsche zu äußern?

Der Plan sah nämlich wie folgt aus: Sepp wurde von seinen Freunden zum Geburtstagsfrühschoppen eingeladen und Gerti hatte ihnen befohlen, ihn möglichst lange aufzuhalten. Sie würde ihnen eine SMS schicken, sobald wir hier fertig waren. Doch Sepp war ein störrischer Hund. Wenn er nach Hause wollte, wollte er nach Hause. Da konnte man ihn nicht lange daran hindern.

Währenddessen musste ich mit Michaela, Gerti und Freunden der Familie – die ich alle noch nicht kannte – die Feier vorbereiten. Pavillon aufbauen, den Grill anschmeißen, Biertische und -bänke aufstellen et cetera. Eine Truppe fuhr Getränke und Speisen ein paar Ortschaften weiter bei einem Großmarkt einkaufen. Der Kopf dieser Partie war Hannes, der dort angeblich irgendeinen Kumpel hatte, der schon alles reserviert und zur Seite geräumt hatte. Wir hatten insgesamt nur zwei bis drei Stunden Zeit. In meinen Augen war das

mehr als genug, doch Ela und Gerti waren sich da nicht so sicher. Die elektrische Ladung des Tatendrangs knisterte bereits in ihren Gelenken.

Sepp schüttelte den Kopf, sparte sich seinen Kommentar. Laut Elas Erzählungen hatte es auch eine größere Party zu seinem Fünfziger gegeben, obwohl er dagegen gewesen war. Natürlich hatte es ihm im Nachhinein gefallen – mit genügend Alkohol im Blut gefällt einem einiges umso besser.

Kaum war Sepp abgeholt worden, sprangen die beiden Damen schon wie verrückt auf und ab. Gerti rief ihren Sohn Hannes an, der bei seiner Freundin übernachtet hatte, und befahl ihm, loszufahren. Sie taten so, als würde die Zeit bereits eng werden, dabei war Sepp bestimmt noch nicht einmal aus dem Auto ausgestiegen. Ela kannte ich so gestresst nicht wirklich, nur, wenn ihr etwas äußerst wichtig war. Irgendwie fand ich das auf der einen Seite ja süß, wie sehr sie sich um ihren Vater bemühte, andererseits ging's mir auf den Arsch, weil ich für die kommenden Stunden wie ein Sklave behandelt wurde. Einen Namen hatte ich nicht mehr, es hieß nur noch: »Du, tu dies«, »Du, tu jenes.« Tolles Los hatte ich da gezogen ...

Nachbarn und Freunde der Familie trudelten nach der Reihe ein. Die einen brachten den Pavillon, andere kamen mit einem Kleinbus daher, der von oben bis unten mit den Biertischen und -bänken beladen war, und so weiter. Wir begrüßten uns kurz, tauschten Namen aus, die ich größtenteils gleich wieder vergessen hatte – mit dem Merken von Namen hatte ich es noch nie sonderlich –, redeten aber während des Aufbaus kaum miteinander. Waren alles liebe Leute, da konnte man wirklich nichts sagen. Einige hatten möglicherweise einen extrem harten Zungenschlag drauf, doch daran würde ich mich spätestens nach ein paar Bieren gewöhnt haben. Gut möglich, dass ich danach selbst solch einen annehmen würde.

Es ging alles ziemlich flott. Die Furcht der beiden Hausdamen war umsonst gewesen. Der Pavillon stand innerhalb weniger Minuten, die Tische und Bänke ebenso. Blaue Wachstischtücher, auf die diverse Zitrusfrüchte gedruckt

waren, wurden darüber gelegt und damit es netter aussah, gab es auch etwas Geburtstagsdeko.

Als ich mich dazu aufmachte, den letzten Tisch aufzustellen, griff ich in eine braune Masse, die an der Seite geklebt hatte. Sie stank ... fürchterlich stank sie sogar. Ob es die Notdurft irgendeines Tieres oder doch keine war, wollte ich in diesem Moment gar nicht wissen. Ich mochte mich nur, so schnell es ging, wieder sauber bekommen, besonders als ich gesehen hatte, dass auch mein T-Shirt angeschmiert war. Jimi Hendrix auf meiner Brust sah nicht sonderlich begeistert aus. Gleich darauf sprudelte schon der Ärger in mir. War es denn zu viel verlangt gewesen, die Tische vor dem Einladen noch abzuwischen?

»Was tust du?!«, fragte Michaela mit vorwurfsvollem Unterton, als sie mich ins Haus stürmen sah.

»Hände waschen und umziehen; der Tisch ist dreckig gewesen. Ich hol' auch ein Tuch zum Abwischen.«

Ohne Antwort wandte sie sich ab und beobachtete das Geschehen wie eine strenge Aufseherin; alles musste nach Plan ablaufen.

Ich stürmte die Treppen hoch, lief ins Bad, befreite meine Hände von dem schmierigen, stinkenden Zeug, übergab mich dabei fast, ging anschließend ins Zimmer und zog mir ein anderes Oberteil an. Als ich wieder die Stufen hinunterging, wollte ich Zeit schinden und sah mir erneut die Fotos beim Vorbeigehen an. Das, auf dem Gerti und der Fremde war, sprang mir ins Auge. Glücklicherweise hatten sie an diesem Tag gewirkt. Ob das ihr Bruder? Oder irgendein anderer Verwandter? Schulterzuckend ging ich wieder hinaus. Ansonsten würde mich wohl noch meine Herrin tadeln.

Michaela betrachtete mich von Kopf bis Fuß mit prüfendem Blick, die Fäuste in die Hüften gestemmt. »Wo hast du das Tuch?«

Kurz sah ich sie fragend an, bevor es mir einfiel. Schwungvoll drehte ich mich wieder um und holte den erstbesten Fetzen, wischte anschließend damit den Tisch ab und pfefferte das dreckige Stoffstück, als keiner hersah, in irgendeine Ecke auf einen kleinen Beistelltisch.

Der Grill war angeheizt, alles stand, wo es stehen sollte. Hannes war mit den Getränken und Speisen sowie seiner Freundin Melanie – kurz Melly – dahergekommen. Nun fehlte nur noch das Geburtstagskind, das sich angeblich schon am Weg her befand. Die ersten Biere wurden geöffnet – nach getaner Arbeit hatten wir uns das alle redlich verdient. Und ich konnte meinen verhungerten Rausch wieder füttern, den ich schon fast vergessen hatte.

Ela erschrak, als das Auto angerollt kam und die ersten bereits ihre Pakete am Tisch drapierten.

»Hol schnell die Geschenke von oben!« Sie stieß mich zur Seite, als wollte sie mir Schwung mit auf den Weg geben. Dabei schüttete ich ein bisschen des Bieres aus und bekam fast schon erzürnte Blicke der anderen. Solch edlen Tropfen zu vergießen, was fiel mir ein?! Nicht hier auf dem heiligen Boden Goldeggs! Wegen dieses Gedankens in mich hineinlachend, lief ich nach oben.

Ich stürmte hoch, sah wieder das Foto beim Vorbeigehen an, kramte die Geschenke aus meinem Trolley hervor – wirklich nichts Besonderes, kaum der Erwähnung wert, da die Feier an sich und unsere Beteiligung an den Kosten das eigentliche Präsent war – und trampelte die Holzstufen wieder hinab. Erneut hielt mich das Foto von Michaelas Mutter und dem Fremden auf. Der Mann an ihrer Seite kam mir unglaublich bekannt vor. Wo hatte ich ihn bereits gesehen? War ich ihm jemals begegnet? In meiner Kindheit, als ich hier gewesen war? Nein, das war unmöglich. Kopfschüttelnd marschierte ich wieder hinaus.

Das Auto blieb stehen, Sepp stieg aus. Er machte große Augen, ging zu seiner Frau und allmählich erstrahlte sein Lächeln wie die frühe Morgensonne. Ich konnte nicht sagen, ob es ernstgemeint war. »Ich hab's ja gewusst, dass ihr was geplant habt!«

Sie umarmten einander, gaben sich einen Schmatzer.

»Und du«, er kam auf Michaela und mich zu, zeigte auf das Bier in meiner Hand, »säufst schon wieder. Und das um diese Uhrzeit. Eh klar.« Ein kurzes Lachen sollte zeigen, dass er nur Spaß machte – die Gäste lachten ebenso –, doch dass

dahinter ein ernstgemeinter Vorwurf lag, war nicht von der Hand zu weisen. Ich erduldet es, immerhin hatte er Geburtstag. Außerdem war er gerade vom Frühschoppen gekommen, da war bestimmt auch gebechert worden.

So begann am frühen Nachmittag eine Feier, die bis in die Morgenstunden dauern sollte. Die Festivität dauerte nun schon einige Stunden. Es wurde getrunken, gequatscht, gegrillt und selbstredend gegessen. Als ich mir einen Nachschlag an Würstchen und Schweinemedailles holte, motzte Sepp frech von der Seite, dass ich nicht so viel essen solle. »Sonst wirst du nur fett,« meinte er. »Andererseits, vielleicht sucht sich Michaela dann endlich einen Gescheiten.«

Ich hatte zwar schon leicht einen sitzen, beherrschte mich allerdings weiterhin und spielte mit. Für gewöhnlich hätte ich gute Miene zum bösen Spiel gemacht und irgendeinen Schmah gerissen, doch ich schwieg und tat das, wozu ich aufgestanden war. Natürlich hätte ich eine schlagfertige Antwort loswerden können, wie »*Deine Frau hat dich ja auch noch nicht verlassen*«, aber nein, so wollte ich nicht sein. Es war sein Geburtstag. Ich war bloß Gast und obendrein kein allzu gern gesehener. Das gehörte heute eben dazu, dass ich über den Dingen stand.

Irgendwann war ich zu drei Kerlen gestoßen, nachdem ich von einem von ihnen eine Zigarette geschnorrt hatte. Alle einige Jahre jünger als ich, Sprösslinge verschiedenster Nachbarsfamilien. Aus Höflichkeit war ich zum Plaudern stehen geblieben. Zu Beginn waren die Themen noch halbwegs amüsant, doch es dauerte nicht lange, dass ich mehr und mehr verstummte. Mit der Zeit fingen sie nämlich an, zu politisieren. An und für sich ja nichts Verwerfliches; wir alle fühlen uns furchtbar weise, wenn wir getrunken haben. Aber leider konnte ich ihre Ansichten nicht im Geringsten teilen.

Es war mir zwar bewusst, dass man am Land häufig konservativer war und oft einschlägige Parteien wählte – solange man den Fremdenhass nicht religiös praktizierte und mit sich reden ließ, meinetwegen. Leider waren diese drei richtige Fanatiker der Kirche der Xenophobie und sehnten sich Dinge herbei, die im letzten Jahrhundert für viel Scha-

den gesorgt hatten – und das ist noch euphemistisch formuliert.

Anfänglich erklärten sie Menschen ausländischer Abstammung zu Sündenböcken des eigenen Unvermögens. Wer sonst sollte verantwortlich dafür sein, dass sie zu wenig im Job verdienten und mit dem Geld nicht auskamen? Die täglichen Wirtshausbesuche und monatlichen Tattootermine konnten ja schwer schuld daran sein. Dann wünschten sie ihnen menschenverachtende Grausamkeiten. Ich hatte mich zu klassischen Neo-Nazis gestellt und wurde nervös.

Sie bemerkten gar nicht, dass ich ihre Meinung nicht teilte, obwohl ich keine Andeutungen machte, dass es anders war, und steigerten sich immer mehr hinein. Ich war wie gebannt. Wie frei und ungezwungen sie ihre Fantasien preisgaben, war schockierend.

Ich wusste nicht, wie ich reagieren sollte. Doch was wäre in diesem Augenblick das Richtige gewesen? Was hätte ich tun sollen? Sie zurechtweisen? Ihnen sagen, dass das nicht in Ordnung sei? Sie anbrüllen? Ihnen mit einer Anzeige drohen? Oder gar ihnen eine ballern? Nein, ich wusste, dass das alles keinen Sinn hatte. Ich konnte nur hoffen, dass sich das Karma noch bei ihnen erkenntlich zeigen würde.

Wie bestellt, kleckerte sich plötzlich der Lauteste von ihnen mit brauner Barbecue-Sauce voll, nachdem er von seiner Bratwurst abzubeißen versucht hatte. Diese war ihm aber mit einer mächtigen bräunlichen Dip-Krone abgebrochen und hatte ihm die Weste versaut. Auch in seinem Kinnbart hatte sie Spuren hinterlassen; sein Schnauzer war ohnehin seit dem ersten Bissen voll. Die Hälfte der Wurst war Mutter Erde als Opfer dargeboten worden.

»Scheiße!«, fluchte er, noch immer vom gerade besprochenen Thema angestachelt.

Das war es also gewesen, das Karma. Ich musste schmunzeln. Einen schrägen Sinn für Humor hatte es, wenn das die Art von Strafe war, die es für so ein Gedankengut vorgesehen hatte. Das enttäuschte mich ein wenig. Aber das Leben ist voller Enttäuschungen, daran gewöhnt man sich im Laufe der Jahre.

Doch der Kerl missinterpretierte mein Lächeln – wie hätte er auch von meinen Beweggründen wissen können – und fauchte mich an. »Was lachst du so deppert? Bring mir lieber eine Serviette!«

Meine Mundwinkel gingen zurück in Ruheposition; sein herrischer Ton gefiel mir nicht. Mit meinem derzeitigen Pegel hätte ich ohne Probleme verbal zurückfeuern können, aber ich zügelte mich, da mir ein anderer Gedanke schoss. Gleichgültig deutete ich mit einem Kopfnicken auf den kleinen, unscheinbaren Tisch in der Ecke gleich neben uns. »Dort ist eh ein Tuch.«

Er stellte den Teller, auf dem der Rest seiner Wurst und des Dips war, ab und nahm den Stoff mit beiden Händen. Wie in Zeitlupe spielte sich dieses Szenario vor mir ab. Seine Finger gruben sich hinein, verschwanden in dem scheinbar unschuldigen Weiß. Ich war der Verbrecher und der Fetzen mein schweigsamer Komplize. Das würde ein Bild für Götter werden. Ich hinderte ihn nicht daran, sah gespannt zu und hoffte innigst, dass es tatsächlich tierische Exkremamente waren, die sich da in die Fasern hineingefressen hatten. Er legte das Ding um den Mund und wischte sich genüsslich hinein. Wie er rieb und rieb und rieb! Nachdem er fertig war, rümpfte er schließlich die Nase. Er runzelte die Stirn. In mir brodelte die Schadenfreude. Ich fühlte mich wie der Leibhaftige! Vorsichtig roch er am Tuch. Etwas stimmte nicht und ich wusste ganz genau, was. Ein teuflisches Genie war ich und keiner ahnte, dass ich dahintersteckte. Eine herrliche Genugtuung war es, ihm dabei zuzusehen, wie er sich herzhaft brüllend übergab und alle Blicke auf ihm harrten. Wie er kreischte – Wahnsinn! Ja, das Karma hatte also doch einen recht guten Sinn für Humor und Gerechtigkeit. Ganz unscheinbar verließ ich die drei mit einem Lächeln bis über beide Ohren.

Irgendwann war ich mit einem anderen Nachbarn ins Gespräch gekommen. Thomas war sein Name. Ein lieber Kerl, etwas unterbelichtet vielleicht, aber eine gute Haut. Er war gleich alt wie Michaela, mit ihr in die Volksschule gegangen und damals unsterblich in sie verliebt gewesen. Da

wir schon ordentlich Bier intus hatten, war er immer mehr aus sich herausgekommen. Anfangs war er nur ruhig dagesessen und hatte hin und wieder ein Wort fallen gelassen, doch nun blühte er auf. Wir sprachen in kleiner Runde über die nie dagewesene Liebesbeziehung zwischen ihm und Ela.

»Bis heute verstehe ich nicht, warum du nichts von mir wolltest«, beklagte er sich bei ihr.

»Das weißt du nicht mehr?« Sie lachte. »Da gab es einen winzigen Vorfall, der dich für mich für immer zunichtegemacht hat.«

Er grummelte. Offenbar wusste er, worauf sie anspielte.

»Kannst du dich noch an das ›Blumengießen‹ erinnern?«, begann sie. »Du bist mit der Hose bei den Knöcheln und deinem kleinen Frankfurter in der Hand quer durch die Klasse geschlurft und hast uns Mädchen gedroht, dass du uns anpinkelst, wenn wir nicht davonrennen. Du sagtest, dass du uns ›schöne Blumen‹ gießen wolltest. Das war halt alles andere als erotisch.«

Schallendes Gelächter – ob nun wegen der Bezeichnung für seinen Intimbereich oder der gesamten Geschichte. Daraufhin bekam ich jedenfalls nur wieder Hunger auf gefüllten Schweinedarm. Doch leider war die Glut des Grills schon seit Stunden erloschen und nur noch zähe, alte Koteletts übrig, die, da man sie am Rost vergessen hatte, schwärzer als die Nacht waren.

»Das ist doch frei erfunden!«, versuchte er sich unsicher lächeln zu rechtfertigen.

»Leider nein, da muss ich dich enttäuschen.« Kurz haderte sie, Folgendes zu sagen, tat es aber dennoch. »Dein kleiner Freund hat sich zwar in mein Hirn eingebrannt, allerdings nicht, weil er so riesig war. Ich hoffe nur, dass er einen Wachstumsschub in der Zwischenzeit erfahren hat.«

»Insgeheim hat er ihr ja gefallen«, sagte er mit vorgehaltener Hand und schalkhafter Miene zu mir.

»Einen Bullshit hat er.« Sie rollte die Augen.

Thomas klatschte. »Eh egal, jetzt hast ja eh jemanden. Da hab ich eh kein Spiel mehr.«

Michaela hob eine Braue und nickte mir frech zu. »Ach so? Hab ich das?«

»Natürlich, ihr seid doch zusammen, oder?« Erstaunt klopfte er mit dem Bier auf den Tisch, sodass der Schaum aufstieg. Ela liebte solche Spielchen, weshalb mich diese Aussage kaum kratzte.

»Haha, ja, ja, eh. Der Ferl ist eh ein ganz netter Kerl.« Sie zwinkerte mir verschlagen zu.

»Ja, ein ganz ein süßer Knopf bin ich«, sagte ich feixend, die Flaschenöffnung an den Lippen. »Da geb' ich dir recht.«

Zu einer Frau mittleren Alters neben sich gelehnt, meinte sie: »Und so handzahn. Der folgt aufs Wort. Wie ein kleines Hündchen.«

Die Faust vor den Mund haltend, räusperte ich mich. »Jetzt werden Sie aber mal nicht frech, werte Gemahlin.«

Sie hielt mir mit ausgestreckten Fingern den Handrücken vor die Nase. »Werter Herr, sehen Sie einen Ring? Nein? Dann nennen Sie mich nicht Ihre Gemahlin, Sie dreckiger Halunke.«

Triumphierend und hochnäsig grinte sie zu ihrer Nachbarin. Sie glaubte, mich schachmatt gesetzt zu haben. Die Beziehung zu dieser Frau war ein tägliches Neuerobern, was manchmal ziemlich an mir zehrte. Vielleicht war das auch der Grund, weshalb es schon länger nicht mehr so prickelnd zwischen uns lief? Nun ja, dann war dies jetzt der Moment, um das umzukehren! Denn ich hatte einen Trumpf im Ärmel. Ich nahm ihre noch immer über dem Tisch schwebende Hand, küsste sie behutsam. Verdutzt starrte sie mich an und ich sah ihr tief in die Augen, legte einen schmachtenden Blick auf. »Kein Ring dieser Welt wäre genug für Ihre atemberaubende Schönheit, kein Ring dieser Welt für Ihren Intellekt. Kein Ring dieser Welt wäre genug für Ihre Anmut, kein Ring für ihr Lachen, ihr Lächeln, für den Zauber Ihrer Augen und den Duft Ihrer Haare. Würde es einen im Mittelpunkt der Erde geben, würde ich alles dafür tun, ihn für Euch zu bergen. Doch solange dem nicht so ist, wird –«

Plötzlich lag ihre gesamte Handfläche auf meinem Gesicht und sie drückte mich von sich weg. »Jetzt hör doch

endlich auf, ich werd' schon ganz rot!« Mit glasigen Augen sah sie mich an. So, wie sie es schon lange Zeit nicht mehr getan hatte: verliebt. Vielleicht auch mit einer Spur Trunkenheit.

Als sie sich wieder ihrer Nachbarin zuwandte und mit ihr plauderte – diese schwärmte davon, was für ein toller Mann doch hinter dieser *Fassade* versteckt lag –, spürte ich einen Ellbogen in den Rippen. »Du bist aber ein Hund«, flüsterte mir Thomas begeistert zu.

Ich hatte noch immer das Wort ›Fassade‹ im Kopf. War ich etwa so hässlich für diese Frau? »Ja, ja«, sagte ich, »wenigstens schöne Worte spucken kann ich.«

Mein Pegel stieg und stieg, der Tunnelblick wurde zu meinem besten Freund, wich nicht mehr von meiner Seite. Ich hatte noch einige Zeit mit Thomas geplaudert. Doch allmählich wurde mir der Kerl unsympathisch. Je mehr er getrunken hatte, desto mehr versuchte er, sich an Ela heranzumachen. Er schmeichelte ihr, wo er nur konnte. Für gewöhnlich würde ich mich nicht als eifersüchtig bezeichnen, aber das ging mir zu weit. War es der Alkohol? Ich weiß es nicht, doch die folgenden Momente waren nicht gerade meine Sternstunden.

Wahrscheinlich wissen wir alle, wie es ist, wenn man eindeutig zu viel getrunken hat. Deshalb kann ich die kommenden Augenblicke nicht zu hundert Prozent wahrheitsgemäß wiedergeben, sondern nur das, was hängengeblieben ist, ich glaube, getan, gesehen oder gehört zu haben beziehungsweise was mir im Nachhinein zu Ohren gekommen ist. Einiges wird wohl mein betrunkenes Köpfchen erfunden haben, also bitte nicht böse sein, wenn das eine oder andere nicht viel Sinn ergibt.

Michaela und Thomas standen abseits der Menge. Ich saß noch immer am Tisch und beobachtete die beiden. Elas Bruder Hannes plapperte von der Seite unaufhörlich mit mir. Er redete schon seit gefühlten Stunden irgendetwas über Autos, wovon ich so gut wie gar nichts verstand, deshalb hörte ich kaum zu. Auch seine Freundin Melly stellte er mir vor, die irgendwas mit Hüten am Hut hatte. Eigentlich Bekleidungs-

gestalterin, die sich eben auf Kopfbedeckungen spezialisiert hatte oder so. Zumindest war es ein klein wenig interessanter als das Geschwafel von Hannes. Aber bei keinem der beiden horchte ich richtig zu. Mein Blick harrte auf den Turtelnden.

Thomas turtelte mit Ela und ich war mir beileibe nicht sicher, ob sie nicht zurückturtelte. Turtel, turtel, turtel! Wie die Täubchen! Es rumorte in meinem Innersten, der Zorn stieg in mir hoch wie Blasen in siedendem Wasser. Ich trommelte plötzlich auf den Tisch – gut, es war eher ein Paukenschlag, doch auch das zählt zu einer Trommel. »Möge meine herzallerliebste Michaela kurz herkommen?«

Die ganze Aufmerksamkeit lag auf mir, dabei wollte ich nur ihre erreichen. Sie wirkte überrascht, vielleicht sogar ein wenig ertappt. Ela kam her, stand hinter einer Bierbank. Die Leute vor ihr sahen über ihre Schultern zu ihr.

»Was ist denn, Ferl?« Auch Michaela hatte bereits ordentlich getrunken; das war selten bei ihr. Eigentlich war sie die vernünftige Person von uns beiden und trank maximal einen Bruchteil von dem, was ich konsumierte.

Ich stand auf, sah sie eindringlich an. Langsam begann ich verlegen zu schmunzeln. Irgendwie musste ich sie ja von diesem Deppen wegbringen. »Ich liebe dich.«

Hierzu muss ich allerdings einen kleinen Einschub tätigen. Es tut mir schrecklich leid, aber ansonsten versteht kein Mensch, was es mit diesem Satz bei uns auf sich hatte.

In unserer ersten gemeinsamen Nacht war ich so überwältigt von dieser Frau gewesen, dass mir diese drei Wörter herausrutschten. Das war ein ziemlicher Stimmungskiller und fast der Grund, warum es mit uns schneller wieder auseinandergegangen wäre, als wir im Nachhinein zusammengekommen waren. Seither verwendeten wir dieses »Ich liebe dich« nur sehr sporadisch, innerhalb des letzten Jahres sogar kein einziges Mal. Deshalb hatte es bei uns eine gewaltige Bedeutung, das zu sagen. Nicht so, wie es viele Leute heutzutage schon zum Aufstehen einander an den Kopf werfen; da verliert es ja die ganze Magie!

Nun, ich sagte also: »Ich liebe dich.« Es war vielleicht nicht der beste Augenblick und eindeutig eigennützigen Ur-

sprungs. Immerhin wollte ich sie nur von Thomas weglocken und ihr zu verstehen geben, dass es da jemanden gab, dem sie äußerst wichtig war.

Doch hätte ich gewusst, was ich damit lostreten würde, hätte ich es eindeutig gelassen. Ela bekam Tränen in den Augen. Was jetzt nichts wirklich Besonderes bei ihr war, denn wenn sie getrunken hatte, wurde sie sehr leicht sentimental. Mit den Händen vor Nase und Mund kniff sie die Lider zu und zwei Perlen kullerten ihre Wangen hinab. Sie hatte reagiert, wie ich es geplant hatte. Dieser Teufel von Ferl hatte ihre trunkene Labilität schamlos ausgenutzt ...

»Das haben wir schon so lange nicht mehr gesagt«, schniefte sie und beugte sich über den Tisch, küsste mich. »Ich liebe dich auch. So sehr.« Ihre Arme ruhten auf meinen Schultern, verliebt sah sie mich an. Wäre ich nüchterner, hätte ich in diesem Moment bestimmt ein schlechtes Gewissen bekommen, doch nein. Mein einziger Beweggrund war, sie von diesem Typen loszubekommen. Nun mag man sich fragen: Liebt er sie denn überhaupt? Und heute muss ich ehrlich gestehen, dass ich keine Ahnung habe, ob es damals so war. Wir waren aneinander gewöhnt, aber ob wir uns noch wahrhaftig liebten? Waren wir mittlerweile nicht viel mehr als äußerst gute Freunde mit einigen Benefits?

Ihr Vater, der nicht weit davon entfernt saß, sprang auf und trennte uns sofort voneinander. »So nicht. Keine Ferkeleien am Tisch!«

»Was ist denn da eine Ferkelei, Papa?«, fragte Ela. »Das war nur ein Bussi.«

»Aufg'fressen habt 's euch fast!« Er zwang sie, sich neben ihn zu setzen.

»Geh, Blödsinn«, erdreistete ich mich, zu sagen, und schmunzelte. Die Schwerkraft wirkte und zog mich ebenso zurück auf die Bank.

»Halt den Mund, Ferl«, fuhr er mich an und zeigte mit dem Messer in der Hand, mit dem er soeben sein kaltes Kotelett zerteilen wollte, auf mich. Hätte ich nicht übersehen gehabt, dass es noch irgendwo alte Leckereien vom Grill gab, die nicht schwarz waren, hätte ich bestimmt zugegriffen

und wäre von den Turteltauben abgelenkt gewesen. Dann wäre vielleicht alles anders gekommen. In meinem Zustand hätte ich selbst die halb verkohlten Teile schnabuliert.

Doch nach ein paar Bieren war ich nicht mehr so kooperativ wie sonst und bäumte mich leicht auf. Der Knecht wollte dem König nicht mehr dienen. Das Tier in mir musste raus, ihm am liebsten verbal das Gesicht zerkratzen. Das konnte man an meinem Blick wohl gut erkennen, so wie mich Ela ansah. Doch als ich ihre erschrockene Miene sah, zähmte sie mich wieder. Ich beruhigte mich langsam.

»Joseph«, begann ich, »sei mir nicht böse, wenn ich das sage, aber dein Umgangston mir gegenüber gefällt mir nicht sonderlich gut.« Ja, das hatte ich diplomatisch formuliert. Ich war stolz auf mich. Eigentlich wären jetzt die Fetzen meinerseits geflogen, wenn Ela mich nicht noch gebremst hätte.

Als wollte ich die Lorbeeren für mein vorbildliches Handeln ernten, sah ich zu meiner Freundin. Doch Ela schlug sich auf die Stirn – meine Reaktion war die falsche gewesen. Ich hätte gar nichts sagen sollen.

Sepp hämmerte mit der Faust auf den Tisch. Er war noch beträchtlich nüchterner als ich, obwohl wir relativ gleich viel getrunken hatten, und trotzdem führte er sich nun auf wie ein toller Bulle.

»Ich kann mit dir bei mir zu Hause, bei meiner Feier so reden, wie ich will, kleiner Bankert!«

»Papa, bitte, hör auf.«

Er deutete ihr beiläufig, ruhig zu sein. »Kommst hierher und glaubst, dass du etwas zu melden hast? Einen Scheißdreck hast du zu melden, Bursche. Ich freu mich schon auf den Tag, an dem du's mit meiner Tochter versaußt, damit ich dich nie wieder sehen muss, du Scheißarschloch.«

Tja, das war der Moment, wo Sepp in mir etwas gesprengt hatte. Wahrscheinlich die Ketten, die das Primitive zurückgehalten hatten, denn jetzt riss mir die Hutschnur. Ich setzte schon an zu brüllen, der Kessel in mir lief heiß. Doch dann trat mir Ela unterhalb des Tisches ins Schienbein, so fest sie nur konnte. Ich sah sie an. Eigentlich beruhigte mich ihr Anblick meistens. Aber just in diesem Moment erkannte

ich etwas. Trotz Tunnelblicks sah ich plötzlich alles klar. Es war, als wäre ich soeben in den Topf der Erkenntnis gefallen und drohte in der zähen Flüssigkeit zu ertrinken. Dieses schöne Kind sah mich mit ihren traurigen Äuglein an, wollte nicht, dass ich diesem Mann zu ihrer Rechten meine Meinung geigte. Er lag ihr trotz allem am Herzen.

»Weißt du was?«, begann ich ruhig, obwohl ich mich kurz vor der Explosion befand. Das finstere Genie in mir brach hervor. Ich fühlte mich wie der Schurke in einem Superhelden-Comic, der davor stand, dem Protagonisten jegliche Hoffnung zu nehmen, indem er den Plan offenbarte. Irgendwie traurig, wenn man so ein Selbstbild hat ... »Du redest da von ›deiner Tochter‹, irrst dich dabei aber gewaltig. Schau sie dir einmal genauer an. Was siehst du da?«

Sepp folgte meiner Anweisung, sah Michaela an. Er runzelte die Stirn.

»Dass du das nicht erkennst, war klar, du Volltrottel. Bist und bleibst halt ein beschissener *Bauernschädel*.«

Schweigen schlug seine Wurzeln in der Party-Gesellschaft, erwürgte den Laut einer jeden Kehle.

»Michaela ist gar nicht deine Tochter.«